



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

— ♦ — Verschollen. — ♦ —

(Fortsetzung.)

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Als Gaston seinem Freunde einen kurzen Bericht des Vorfalles gegeben hatte, sprach sich dieser entschieden für die Ansicht des Oberst aus. Nur ein Wilddieb könne in Frage kommen, wie denn überhaupt seit dem Kriege die Gesetzlosigkeit und Zuchtlosigkeit im allgemeinen und die Wilddieberei im besonderen überhand genommen habe. — „In diesem Falle irren Sie, wie ich glaube,“ griff Günther von Wallberg in das Gespräch ein, indem ein leichtes, ironisches Lächeln um seine Mundwinkel zuckte, „wenigstens was die Wilddieberei betrifft. Ich habe die Ueberzeugung, daß die Kugel keinem Wild, sondern mir gegolten hat.“

Er sah dem Vicomte fest in die Augen, aber dieser lächelte nur ungläubig und zuckte unbeeindruckt mit den Achseln.

Dagegen sah der Oberst mit gespanntem Interesse, die Augenbrauen zusammenziehend, auf den Sprechenden. Günther griff in seine Tasche und brachte die gefundene Kugel zum Vorschein. Er hielt sie zunächst dem Oberst hin, der eifrig zugriff, dabei aber ließ er seinen Blick unverwandt, scharf spähend auf dem Vicomte ruhen. Es kam ihm vor, als ob dieser beim Anblick der Kugel leise zusammenzuckte. Freilich, diese Wahrnehmung konnte auch auf einer Selbsttäuschung des innerlich Erregten und ganz von seinem Verdacht Beherrschten beruhen, denn

schon im nächsten Moment zeigte der Vicomte wiederum dasselbe Lächeln des Zweifels.

Oberst de St. Aulaire betrachtete das oben zugespitzte, kleine Stüchchen Blei angelegentlich, während sein Sohn ihm über die Schulter blickte. — „Allerdings,“ sagte der Schloßherr, während sich seine Mienen zusehends verfinsterten, „eine Büchsenkugel scheint es nicht zu sein.“ Er reichte das Blei dem neben ihm Stehenden:

„Was meinen Sie, Vicomte?“

Der Angeredete nahm die Kugel mit lässiger Gebärde und einer ziemlich gleichgültigen Miene, die von dem in gespanntem Interesse vibrierenden Zügen der anderen beiden Herren stark abstach, und nahm sie gelassen in Augenschein.

„Für eine Jagdflinte wäre das Kaliber ja allerdings etwas groß,“ meinte er. „Man müßte mal einen sachverständigen Büchsenmacher fragen.“ —

Er wollte das Corpus delicti in seine Rocktasche versenken, aber Günther von Wallberg hielt seinen Arm zurück.

„Darf ich bitten?“

Die Aufforderung klang sehr bestimmt. Bögernd handigte der Franzose dem Deutschen das Bleistück aus. Die Blicke der Beiden begegneten sich dabei und haften für einen kurzen Moment ineinander. Aus beiden Augenpaaren sprühten



König Wilhelm II. von Württemberg inmitten seiner Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

dieselben Empfindungen: Feindschaft und tödlicher Haß. Für Günther von Wallberg bedurfte es übrigens keiner weiteren Prüfung. Er hatte in seinem Zimmer bereits eine überraschende Feststellung gemacht. Um zu vergleichen und einen Anhalt für die Bestimmung des Kalibers zu gewinnen, hatte er seinen Armee-Revolver, den er mit auf die Reise genommen, aus dem Koffer geholt und die Kugel in den Lauf und in die Trommel gesteckt und siehe da, es ergab sich, daß die Kugel genau paßte. Allem Anschein nach war also der Schuß aus einem jener Dienstrevolver abgegeben worden, mit dem die deutschen Offiziere im Kriege bewaffnet gewesen. Aber wie war der heimtückische Feigling, der ihm hinterücks nach dem Leben getrachtet, in den Besitz der deutschen Armeewaffe gekommen?

Günther von Wallberg dachte noch lange über diese Frage nach, denn der Möglichkeiten, sich in den Besitz eines solchen Revolvers zu setzen, hatte es ja während des Feldzuges, besonders nach Schlachten und Gefechten, für jeden Franzosen viele gegeben. Noch weniger Schwierigkeiten bot ihm die Lösung der Frage, wer in der Umgebung des Schlosses St. Rémy ein Interesse daran haben konnte, ihn für immer stumm zu machen. Freilich, sein Verdacht war ja vorläufig fast ausschließlich ein Produkt des Gefühls und bevor er ihn anderen gegenüber äußern durfte, mußte er zunächst greifbare Beweise finden.

Oberst de St. Aulaire aber ordnete noch an demselben Tage an, daß einer der in seinen Diensten stehenden Leute den Tag über ständig im Walde in der Nähe der Parkmauer patrouillieren sollte.

Der Oberst und sein Sohn schienen es von diesem Tage an für ihre Pflicht zu erachten, die beiden deutschen Gäste für den ausgestandenen Schrecken möglichst zu entschädigen und ihnen durch ihr Verhalten zu beweisen, daß sie das feige, hinterlistige Attentat verabscheuten und daß sie den nationalen Haß, den ihnen die politischen Ereignisse gegen Deutschland eingestößt hatten, nicht auf das einzelne Individuum, mit dem der Zufall sie friedlich zusammengeführt, übertrugen.

Bei schönem Wetter war es dem Sohn des Schlossherrn zur täglichen Gewohnheit geworden, mit der Refonvaleszentin ein Stündchen im Park zu verplaudern. Vom allgemeinen kamen sie dabei immer mehr ins Persönliche hinüber. Flora erzählte von ihrem verstorbenen Vater, von ihrer Mutter, von dem stillen, friedlichen Landleben, das sie auf dem heimatischen Gute von Klein auf geführt habe. Er hörte ihr mit Interesse zu und erkundigte sich nach dem landwirtschaftlichen Betriebe. Einmal breitete sich mitten während ihrer eifrigen Unterhaltung ein Lächeln über sein männlich schönes, mit einem starken, dunklen Schnurrbart geziertes

Gesicht. — „Ist es nicht wie ein Traum, Mademoiselle?“ — Sie verstand ihn nicht gleich.

„Ich meine,“ erklärte er, während er seinen Blick über den Park nach dem Walde hinschweifen ließ, „wir sitzen hier



Bayerisches „Marterl“ auf dem Kriegsschauplatz in den Vogesen. Die Inschrift lautet: „Wanderer, hemme Deinen Schritt, und küste Deinen Hut, vergiß ein fromm Gebete nit, ein Bayrischheld hier ruht.“

so friedlich und ruhig beisammen. Sie erzählen mir, wie der deutsche Landmann seinen Acker bestellt und seine Ernte einbringt und ich lausche voll Interesse Ihren Worten, als gäbe es für mich nichts Wissenswerteres, und noch vor wenigen

Monaten erklangen hier die Kriegstrompeten und meine Landsleute und die Ihren trachteten einander voll Mut und Haß nach dem Leben; ich selbst hätte am liebsten allen Deutschen den Garaus gemacht. Ist es nicht ein Traum?”

Sie nickte. Ihre Züge nahmen einen ernstesten, finsternen Ausdruck an.

„Ich habe den Krieg immer verwünscht und immer beklagt, daß zwei so intelligente Kulturvölker sich einander so unendlich viel Jammer und Unglück zufügten. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß der Krieg mit seinen unmenschlichen Greueln doch gar nicht mehr in unsere Zeit hineinpaßt



„Schulter an Schulter“: Oesterreichische und deutsche Verwundete bei einem Spaziergang.

„So denken auch bei uns die Frauen.“

„Ach, ich meine, auch die Männer hüben und drüben sollten den Krieg hassen und verabscheuen und sollten Besseres, Schöneres und Nützlicheres zu tun wissen, als gegeneinander haßerfüllt die Waffen zu zücken und einander zu töten und zu verstümmeln. Ich glaube, daß auch viele Männer bei uns so urteilen.“

Er sah sie erstaunt und überrascht an. Ihre Wangen hatten sich mit einer zarten Röte bedeckt, ihre Augen leuchteten in schwärmerischem Glanz.

„Ich war immer der Meinung,“ erwiderte er, „daß in Deutschland jeder Mann und jede Frau schon von Geburt an kriegerisch empfinden.“

Ein Schatten glitt über ihr Gesicht und mit einer schwachen Bewegung schüttelte sie ihr Haupt.

„Das ist das Unglück, daß wir einander nicht genug kennen. Wir kennen uns nur als Nation, wir sollten uns mehr als Menschen kennen lernen.“

Er sah sie nachdenklich an. „Da mögen Sie recht haben. Eine Stunde ruhiger, friedlicher Aussprache bringt einen sicherlich näher, als wochenlanges Lesen von Zeitungen und Büchern.“

Verlegen und befangen senkte er seinen Blick vor ihr. „Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich Sie und Ihren Herrn Bruder ganz falsch beurteilt habe. Sie werden das natürlich bemerkt haben und ich kann Sie jetzt nur um Entschuldigung bitten wegen der Voreingenommenheit, mit der ich Ihnen und Ihrem Bruder anfänglich entgegengetreten bin. Ich schäme mich meines Mangels an Ritterlichkeit und an Gerechtigkeit.“

In ihren Mienen aber lagen weder Genugthuung noch Triumph, und in dem Ton ihrer Stimme zitterte mehr Schmerz und Trauer, als Freude und Stolz.

„Sie sehen in uns die schadenfrohe, triumphierende Nation. Ach, Monsieur de St. Aulaire, ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß die Freude über die Siege, die dieser Krieg unserer Armee gebracht hat, mich den Gram um meine arme, dahinsiehende Mutter auch nur im geringsten weniger empfinden ließe und ich für mein Teil würde gern alle Errungenschaften des siegreichen Krieges dahingeben, wenn ich damit meinem Bruder das Leben und meiner Mutter das Glück zurückgewinnen könnte.“

Tiefer Ernst und ehrliche Wahrhaftigkeit vibrierte in ihren Zügen. Mit Staunen, in steigender Verwunderung, hatte er ihren Worten gelauscht; ergriffen sah er sie an und mit einer impulsiven Bewegung faßte er nach ihrer Hand.

„Noch einmal Verzeihung und Dank!“ sagte er warm. „Sie haben mich einen Blick in Ihre innerste Seele tun lassen. In dieser Minute habe ich Sie kennen und bewundern gelernt.“ Er küßte die feinen, schlanken weißen Finger, ehe er sie freigab. Eine brennende Röte lief bei diesen Worten, deren herzlicher, fast enthusiastischer Klang sie in Verwirrung setzte, über ihr Gesicht. . . .

Bei schlechtem Wetter wurde die Rekonvaleszentin in den Salon der Familie St. Aulaire gefahren und die Stunden der unfreiwilligen Gefangenschaft flossen unter anregendem Gespräch dahin. Auch Musik wurde eifrig gepflegt. Mademoiselle Kalthausen war eine vortreffliche Pianistin und trug französische und deutsche klassische Musik mit gleicher Virtuosität, gleichem Verständnis und gleicher Liebe vor.

(Fortsetzung folgt.)



Des Kaisers Bild. Ballade von Richard Bars.

In der Schenke am Hafen spielt's Schifferklavier,
Da sitzen die Matrosen bei Grog und bei Bier.
Da singen sie feurig, vom Qualme umloht,
Das Lied von der Flagge schwarz, weiß und rot.
Und als sie so singen feierlich hell,
Tritt ein junger Matrose über die Schwelle.
Ein Bürschlein, blauäugig, wohl achtzehn kaum —
Die Oberlippe verdunkelt kein Flaum.
Doch die junge, gebräunte Brust zielt bereits
Das Heldenzeichen, das Eiserne Kreuz.
Er tritt in die Runde, begeistert durchglüht,
Stimmt ein in das liebe Matrosenlied.
Und als er zu Ende, der Feuergefang,
Kommt ein Matrose die Schenke entlang.
Der blickt auf den Jungen und brummt wie ein Bär:
„Lüti Jung, ward di ok dat Krüz noch to swer?“
Da blitzten des Jungen Augen zur Wehr:
„Ich trug schon das Bildnis des Kaisers durchs Meer.“
Da staunen sie alle ohne Hehl;
Und jener spricht: „Na, Jung, dat vertehl!“
„Ihr wißt, daß wir jüngst in Nebel und Nacht
An einem russischen Riff sind verfracht.
Geborsten der herrliche Kreuzer war,
Nun hieß es: Rettungsboote klar!
Als Lechter kam unser Kommandant,
Ein Plätzchen noch im Boot er fand.
Er hatte zum Schluß noch schmerzbewegt
Die Zündschnur zur Pulverkammer gelegt,

Daß nicht Maschine und Geschütz
Gerate in des Feindes Besitz.
Wir wußten's, in einer Viertelstund'
Geht unser braver Kreuzer zugrund'.
Und als wir so rudern, vom Sturme umweht,
Gedenk' ich des Bildes von Majestät.
Mit Unterschrift hatte er's uns geschenkt,
Das durfte nicht werden mitversenkt!
Schon lieg' ich im Wasser und schwimme zurück.
Herrgott, bewahre des Bildes Geschick.
Ich tastete im Taumel die Treppe empor
Und holt' das Bild aus der Messe hervor.
Ich sehe die glimmende Zündschnur mit Graus:
Noch fünf Minuten — dann ist es aus.
Aufs neue ins Wasser, dem Boot zugeeilt,
Mit kräftigem Arme die Wellen geteilt.
Das Bildnis umflammert, und vor mir das Boot
Und hinter mir flammen — des Schiffes Tod.
Und wo ich erwachte? Im Lazarett;
Da hing das Bildnis vor meinem Bett.
Da hing das hohe und hehre Bild,
Mir war's, als lächle der Kaiser mir mild.
Und auf dem Tische im Sonnenschein
Blinkte das Eiserne Kreuz und war mein . . .“
In der Schenke am Hafen hebt einer sein Glas,
Auf seinen Wangen schimmert es naß.
In der Schenke am Hafen schweigt's Schifferklavier,
Still sitzen die Matrosen bei Grog und bei Bier.

(Erschienen zuerst in der „Gegenwart“.)

„Hauptmann Sternkieker“.

Erzählung von Martin Broschauer.

(Nachdruck verboten).

Durch die Aula des Gymnasiums stöhte ein verhaltenes Schluchzen und Schnauben von den Plätzen her, wo die Eltern saßen, als der alte weißhaarige Direktor aufstand und den Primanern die Zeugnisse überreichte. Denn jeder der jungen Menschen mußte morgen schon in das Regiment, bei dem sie sich alle als Kriegsfreiwillige gemeldet hatten.

Da bestieg der Ordinarius der Quarta das Podium. Straff aufgerichtet, selbst noch jung, mit leuchtenden Augen, sah er auf die kleine Schar der Schüler vor ihm. Ueber der Leutnantsuniform, die er trug, leuchtete grell eine breite weiße Binde, in der sein linker Arm schwer und unbeweglich lag.

„Liebe Schüler,“ sagte er mit klingender Stimme, „liebe Schüler und morgen schon liebe Kameraden, unser Herr Direktor hat mir aufgetragen, Euch als Lehrer und Soldat ein Schlusswort auf den Weg zu sagen. Ihr braucht keine Angst zu haben, daß ich eine gelehrte Rede über den Heldennut der alten Griechen oder dergleichen halte; denn ich sage Euch, Taten, wie sie heute draußen geschehen, und Männer, wie sie heute im Felde sich schlagen, hat es größer auch in der Vorzeit nicht gegeben. Und statt eines Vortrages möchte ich Euch ein kleines Erlebnis erzählen, das mir selbst innerlich mehr gegeben hat als alles Schlachtengewühl. Und ich glaube, daß es mit daran schuld ist, wenn der Rest von jugendlichem Ueberschwang, der in mir war, in Ernst verwandelt wurde.“

Ich war damals aus dem Lazarett entlassen worden, weil mein Armstuhl so gut wie geheilt erschien und wurde auf mein Bitten hin felddienstfähig geschrieben. Aber ich kam nicht mehr in den Schützengraben, sondern zu einer Munitionskolonne, die immer zwischen Front und Etappe hin und her pendelte. Das war mir nun sehr langweilig, und ich zerbrach mir den Kopf, wie ich wieder fortkommen könnte. Plötzlich gab es große Truppenverschiebungen; der Feind, der einen Durchbruch befürchtete, ging zurück, und unser Armeeführer jagte ihm zunächst einmal ein paar Regimenter in Eilmärschen nach, die dem abziehenden Feind auf den Hacken bleiben sollten. Und zu den Kolonnen, die dem Verfolgungstrupp Munition nachschafften, gehörten auch wir.

Aber wenn ich gedacht hatte, daß es nun eine fröhliche Jagd ins Feindesland hinein geben würde, so hatte ich mich geirrt. Denn wir wurden mit einer schweren Proviantkolonne zusammengepackt, und die Führung übernahm ein alter graubärtiger Landwehrhauptmann, der Leiter dieser „Wädereisiliale“, wie wir sie oft genug ingrimmig nannten. In Zivil war der Herr Hauptmann Professor an einer Sternwarte, und da unsere Mannschaften sein Interesse für den Sternenhimmel natürlich gleich herausgefunden hatten, hieß er bei ihnen nur noch „Hauptmann Sternkieker“. Wir jungen Leutnants nahmen die Bezeichnung, die uns damals höchst verächtlich erschien, unter uns begeistert auf.

Denn was Hauptmann Sternkieker mit Marschordnung, Seitenbedeckung und Patrouillenreiten trieb, ging uns allen über die Geduld.

Wir hätten an seiner Stelle herausgeholt, was Pferd und Mann hergeben konnten, um hinter unserer Truppe herzukommen, statt dessen gab es fortwährend Sicherungsposten, Aufklären rechts und links, selbst wenn die Landstraße blank wie ein Tischluch vor uns lag. So kam es, daß Hauptmann Sternkieker bei uns jungen Offizieren — ich will nicht sagen, in den Verdacht der Feigheit kam — aber als ein Ebenbild jenes römischen Feldherrn Quintus Fabius erschien, der seines Bauderns wegen den Beinamen „Cunctator“ erhielt.

Also Hauptmann Sternkieker zauderte seinen Weg entlang. Einmal, als wir in der Nähe einer Brücke wieder kostbare Zeit mit Herumschnüffeln verloren, erlaubte ich mir die Frage, warum wir nicht einfach eine Handvoll Weiseln aus dem nächsten Dorf holten, die für die Sicherheit der Brücke bürgen müßten. Hauptmann Sternkieker sah mich nachdenklich durch seine Brille an, dann setzte er mir auseinander, daß es das gute Recht des Feindes sei, jene Brücke zu minieren, daß die Dorfbewohner ja nichts davon zu wissen brauchten und so weiter. Ich war froh, als ich mein Pferd herum-drehen konnte. Diese Angstmeierei war nicht mehr auszuhalten. Schließlich, ein bißchen riskiert ja jeder im Krieg, und wer das nicht ertragen kann, soll nach Hause gehen. So brummen wir Leutnants untereinander. Wäre es nach uns gegangen, so wären wir mit Holla und Hussa durch das stille Land gebrannt, denn weit im Umkreise war niemand zu sehen, und es passierte nichts.

Und wir wären früher als vorgeschrieben an die Truppen herangekommen, denn „noch schneller als befohlen“ erschien uns als der Inbegriff der soldatischen Höchstleistung. — Bis wir an die Brücke über den Pelouse-Bach kamen, da lernten wir alle um. Und Hauptmann Sternkieker war unser Lehrer.

Ueber den Bach gab es keine Brücke mehr. Die lag in Dred und Splintern im Wasser, und wir mußten eine Furt suchen. Das ging schnell genug, denn breite Wagenspuren führten deutlich sichtbar an einer sandigen Uferstelle ins Wasser hinein.

Natürlich gab es auch hier wieder großen Aufenthalt. Der Hauptmann schickte die Aufklärer über das jenseitige Ufer vor, weil dort Buschwerk war. Dadrinnen konnte ja ein feindliches Armeekorps stecken, sagten wir uns höhnisch. Aber nicht einmal die Furt durften die Reiter benutzen, Hauptmann Sternkieker jagte sie oberhalb der ehemaligen Brücke durch das tiefe Wasser.

Inzwischen hielt der Hauptmann auf seinem Gaul, einem knöchigen hohen Ostpreußen, am Ufer und stierte in das Wasser. Wir standen neben ihm und machten halblaut Wiße, die er gar nicht zu hören schien. Nach zwei Stunden kam die Patrouille zurück, natürlich war weit und breit nichts zu sehen gewesen. Wir seufzten erleichtert auf, denn nun konnte es doch endlich durch den Bach und weiter gehen.

Da richtete sich Hauptmann Sternkieker auf und kommandierte: „Aufgeessen! Ganze Kolonne kehrt und 300 Meter vom Ufer zurück. Dort halt machen und warten!“

Und ehe wir noch eine Erklärung dieses Befehls erwarten konnten, gab er seinem Pferd die Schenkel und ritt langsam auf den Bach zu und ins Wasser.

Nun, wir mußten zunächst natürlich gehorchen und nahmen die Wagen, wie befohlen, zurück. Das war schnell geschehen, dann stellten wir uns abseits auf einen Lehmbügel, von dem man das Gelände übersehen konnte.

Da ritt Hauptmann Sternkieker, halb im Sattel hängend, im langsamen Schritt im Wasser auf und ab. Und während er sein Pferd immer wieder in der Furt hin und her lenkte, starrte er angestrengt in das Flußbett hinunter. Wir sahen uns erstaunt an.

„Was macht er denn da?“ fragte einer.

„Ich glaube, er sucht Minen,“ sagte ein anderer und dachte, einen Witz damit zu machen.

Im ersten Augenblick wollten wir lachen, denn das Bild des alten Hauptmanns, wie er da schief im Sattel hängend im Wasser herumspazierte, war zu komisch. Aber das Lachen wollte aus unseren Kehlen nicht recht heraus. Ich spürte ein Schredengefühl.

Zum Teufel — es konnte doch wirklich eine Mine im Flußbett liegen! Und wenn das Pferd auf die Mündung geriet — es wurde uns allen plötzlich heiß.

Dabei ritt der Hauptmann immer noch im Wasser, ruhig und unbeirrt, zehn Meter runter, zehn Meter rauf, und immer ein wenig dem anderen Ufer zu. Daß dort die rechte Furt war, sahen wir, denn das Wasser reichte dem Pferd noch nicht an den Bauch.

So verging wohl eine Viertelstunde. Ich glaube, uns allen sah es wie ein dider Klotz im Halse, und wir starrten jetzt auf das Wasser, das zwischen den Pferdebeinen aufspritzte. Konnte nicht urplötzlich aus solchem Spritzer eine Wasserfäule werden, die den Hauptmann weglies wie eine Mücke? —

Der Mann dort war weitaus der älteste von uns, verheiratet, hatte eine Frau und kleine, unversorgte Kinder zu Hause — wie durfte der sich so in Gefahr begeben?

Da hielt der Hauptmann sein Pferd an und winkte zu uns herüber. Ich preschte hin und wollte dem Hauptmann etwas sagen, ihn bitten, solche gefährlichen Sachen uns zu überlassen — lauter unsinniges, unmilitärisches Zeug dachte ich — aber da rief er mir schon zu: „Halt, Herr Leutnant, nicht näher! Bitte, schicken Sie mir sofort den Feuerwerker mit einer Drahtseile!“

Und es lag in seiner Stimme, die sonst halblaut, fast schüchtern war, ein Klang, der mir neu war, etwas Festes, Hartes, das mich einfach schweigen ließ. Ich machte kehrt, und gleich darauf war der Feuerwerker mit der Schere da. Der Hauptmann zog seinen Degen und steckte ihn an einer Stelle ins Wasser, dann ritt er langsam zum Ufer, wo er abstieg, dem Feuerwerker sein Pferd zum Halten gab und mit der Schere in den Bach zurückstufelte. Dort, wo sein Degen steckte, bückte er sich, fuhr mit den Händen ins Wasser und richtete sich gleich wieder auf. In den Händen schien er etwas wie ein langes Stück Draht zu halten. So ging er langsam, unendlich vorsichtig, Schritt für Schritt zur Seite. Am Ufer wickelte er das Drahtende um einen Baumstamm, dann kam er langsam auf uns zu, stieg auf sein Pferd und ritt zur Kolonne. Sein Kommando hallte über die Straße, gleich darauf rückten die Säule an, die Wagen platzten mit Gäh und Gott in den Bach und auf der andern Seite wieder heraus.

Ich war als Schließender hinter dem letzten Wagen geritten und wollte gerade in die Furt, als mich der Hauptmann anrief: „Bitte, Herr Leutnant, bleiben Sie hier, ich möchte Ihnen etwas zeigen!“ —

Inzwischen war unsere Kolonne in den Büschen jenseits des Ufers verschwunden. Der Hauptmann stieg ab, nahm den Draht, den er um den Baum gewickelt hatte, und stieg wieder auf. Dann ritten wir langsam zurück. Schließlich hielt er an und sagte: „Wissen Sie, was ich vorhin im Bach gefunden habe? Achten Sie auf Ihr Pferd, jetzt geht's los!“ —

Er ritz an dem Draht, und unten im Wasser der Furt brüllte es auf. Die Ufer bebten, Sand, Steine und Gebüsch flogen hoch und prasselten wie Bliz und Donner herunter. Ich war von dem furchtbaren Knall noch wie betäubt, als ich des Hauptmanns ruhige Stimme hörte: „Das war eine Plattermine, Herr Leutnant! Weil mir die Wagenspuren in die Furt hinein zu einladend deutlich schienen, befürchtete ich etwas Ähnliches, deshalb ließ ich die Patrouille nicht durch die leichte Stelle. Und weil das Aufsuchen zu gefährlich ist, habe ich es lieber selber getan. So ein Ding liegt halb im Flußbett, und quer im Wasser ist der Draht gespannt — ein Fußtritt — und das Unglück ist geschehen. Wenn unsere Kolonne auf diese Sprengladung geraten wäre, so wäre jetzt nicht mehr viel davon übrig!“ —



Sturm. Zeichnung von Alfred Roloff.

Menge
 weiter
 Feinde.
 Die
 nicht.
 Heeres

 Der
 Stellen
 nach-
 ich mit
 Heeres
 Der

 Bei
 über
 von
 den
 was
 im

 Der

 :
 Antlich

 Säu
 zugebe
 Stellung
 weicht
 wurden
 Han
 heindlich
 schweren
 Kesseln

 Heere

 Der
 über
 Folge
 zu, En
 mit ein
 men in
 lerten
 Umfass
 Angriff
 weg ge
 dern z
 wungen
 hand.
 folgt.
 Heere

Er sah mich mit ruhig lächelnden Augen an, und in diesem Augenblick, liebe Schüler, war mir unser alter Hauptmann Sternkrieger der Inbegriff der Pflichttreue als Mensch und Soldat.

Der junge Ordinarius in der Leutnantuniform machte eine Pause und rückte den verwundeten Arm in der Binde zurecht, dann

beugte er sich über das Podium zu den Knabenköpfen, die alle mit heißen Gesichtern zu ihm emporstarrten. „Ich will keine Schlussfolgerungen an meine Geschichte knüpfen, liebe Jungen, ich sprach als Kamerad zu Euch, nicht als Lehrer. Aber wenn Ihr verstanden habt, was ich Euch sagen wollte, so habt Ihr genug daraus gelernt!“

Der Fall Francke.

(Schluß.)

Novelle von Otto Noeder.

(Nachdruck verboten.)

Grasnick schielte nur von der Seite auf den Angeklagten. „Ich weiß wirklich nicht,“ stotterte er.

„Erfennen Sie in dem Zeugen einen der Burschen wieder, Angeklagter?“ forschte der Präsident.

Gisbert verneinte. „Ich habe nicht sonderlich acht auf die Burschen gegeben. Auch war es Nacht.“

„Na, hören Sie mal, Zeuge, seien Sie nicht so zurückhaltend. Sie haben geschworen, nichts zu verschweigen, verstanden? Die Auffindung einer Leiche ist doch nichts Alltägliches, da wird man auch die Nebenumstände behalten.“

„Der Zeuge ist überhaupt sehr zurückhaltend,“ fiel der Verteidiger ein. „Gestern Abend kostete es alle Mühe, die doch unverfängliche Frage nach dem derzeitigen Aufenthalt des Schulke von ihm beantwortet zu erhalten.“

„Ja, Zeuge, darauf können wir uns nicht einlassen,“ fuhr der Vorsitzende streng fort. „Es geschieht Ihnen hier nichts, Sie sollen nur die Wahrheit sagen. Sie räumten selbst ein, damals kein Geld gehabt zu haben, Sie haben also kein Wirtshaus besucht. Es wird wohl richtig sein, daß Sie sich da in der Nähe Ihres Ankerplatzes umhergetrieben haben.“

Dies räumte Grasnick endlich zögernd ein.

„Also, Sie entsinnen sich, in jener Nacht beim Café Gärtner einen Herrn angerempelt zu haben?“

Auch dies gab der Zeuge zögernd zu, der sich jedes Wort nur widerwillig entlocken ließ.

„Wann sind Sie nun nach Hause gegangen?“

„Um, vielleicht um zwei Uhr, ich weiß nicht mehr.“

„Allein oder mit Ihrem Kameraden?“

„Mit dem Schulke, das kann der beschwören.“

„Wir glauben Ihnen ohnedies; Zeuge, haben Sie nun in der Nacht, ungefähr um zwölf Uhr, keinen Hilferuf gehört? Besinnen Sie sich, Zeuge! Waren Sie in der Nähe, so müssen Sie ihn gehört haben,“ mahnte der Präsident.

„Nein, wir haben nichts gehört.“ Das kam mit großer Bestimmtheit heraus.

„Wissen Sie überhaupt zu der Sache etwas anzugeben?“

„Nein.“

Der Vorsitzende sah den Verteidiger fragend an; etwas wie stummer Vorwurf lag in seinem Blicke, um solch nichts-sagender Aussage willen Vertagung herbeigeführt zu haben.

„Sagen Sie mal, Zeuge,“ fragte der Verteidiger, „wann war es, als Sie über die Fußgängerbrücke nach dem Rahne gingen?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht um zwei Uhr.“

„Machten Sie irgendeine Wahrnehmung auf der Brücke? — Nicht? Na, am nächsten Morgen ist doch der Gut des Ermordeten auf der Brücke gefunden worden. Stießen Sie in der Dunkelheit nicht vielleicht auf einen ähnlichen Gegenstand oder traten auf ihn?“

„Nein,“ sagte der Zeuge ebenso bestimmt wieder.

„Nehmen Sie vielleicht einen Geruch wahr, der Ihnen auffiel? Noch es scharf oder betäubend, etwa nach Chloroform?“

„Ich begreife wirklich nicht, Herr Verteidiger, wohin diese Frage zielen soll. Mit dem Aufwerfen immer neuer, gar nicht zur Sache gehörender Fragen wird den Interessen des Angeklagten schlecht gedient.“

„Die Möglichkeit liegt vor, daß Lewis Francke von einem hinter ihm Schreitenden durch Vorhalten eines mit Chloroform getränkten Taschentuches betäubt und in einem solchen Zustande dann beraubt und über das Brückengeländer gewälzt worden sein kann. Eine solche Tat kann auch von einem körperlich Vernachlässigten vollführt werden,“ versetzte der Verteidiger.

Mit einem leuchtenden Laut der Empörung war William Francke, der bis dahin völlig teilnahmslos dagelassen, emporgesprungen. Aus seinem wutentstellten Gesicht sprühten die zornig glühenden Augen.

„Soll das etwa auf mich zielen?“ rief er heiser.

„Darauf dem Zeugen zu antworten, liegt für mich ein Grund nicht vor,“ gab Hellborn kühl zurück.

„Ich erbitte mir den Schutz des Herrn Präsidenten gegen derartige infame Verdächtigungen!“

Der Vorsitzende wies ihn energisch zur Ruhe. „Sie sind hier lediglich als Zeuge vorgeladen und nicht berechtigt, unaufgefordert irgendwie in die Verhandlung einzugreifen. Da Sie selbst zugaben, bis unmittelbar vor vollbrachter Tat in Gesellschaft des Opfers geweilt zu haben, müssen Sie sich eine Nachprüfung Ihres Verhaltens in jener Nacht gefallen lassen. — Schweigen Sie jetzt!“ setzte er drohend hinzu, als William nochmals den Versuch machte, ihm zu antworten. „Kein Wort mehr, oder ich lasse Sie wegen grober Ungebühr sofort abführen!“

Zeuge Grasnick hatte während des Zwischenfalls mit gesenktem Kopfe dagestanden und an seinen Nägeln zu kauen begonnen.

„Nun, Zeuge, Sie haben gehört, was der Herr Verteidiger Sie gefragt hat,“ wendete sich der Vorsitzende an ihn. „Was haben Sie darauf zu antworten?“

„Auf der Brücke lag ein Tuch, das noch so streng, es wurde einem ganz schwindelig.“

Die Antwort erregte Sensation im Saale. Einzelne Geschworene erhoben sich von ihren Sitzen und beugten sich vor, um den nur undeutlich verständlichen Zeugen besser hören zu können.

„Reden Sie lauter, Zeuge,“ mahnte der Präsident mit einem erstaunten Blicke auf Grasnick. „Können Sie es auf Ihren Eid nehmen, daß ein solches stark riechendes Tuch wirklich von Ihnen in jener Nacht auf der Brücke gefunden worden ist?“

„Ja wohl,“ sagte der Zeuge.

„Und Sie sagen das völlig aus sich heraus, man hat Ihnen nicht aufgegeben, ähnliche Behauptungen aufzustellen, oder sind Sie nicht erst jetzt darauf gekommen, eine solche Aussage zu machen?“ — Grasnick schüttelte nur den Kopf.

„Die Aussage des Zeugen klingt doch sehr unwahrscheinlich,“ fiel der Staatsanwalt scharf ein. „Erst stellt er entschieden in Abrede, überhaupt etwas wahrgenommen zu haben, nun will er gar ein chloroformgetränktes Tuch auf der nachtdunklen Brücke gefunden haben. Weiß der Zeuge nicht, daß es seine Pflicht gewesen wäre, dieses Tuch am nächsten Morgen gleich dem Kriminalkommissar auszuhändigen?“

„Da hatten wir's doch nicht mehr,“ meinte der Zeuge. „Wir warfen's ins Wasser. Was wußten wir viel, ob einer um die Ecke gebracht worden war oder sonst was.“

Dem Verteidiger war kurz vorher eine Depesche behändigt worden. Er wendete sich jetzt an den Zeugen.

„Wo hält sich Schulke jetzt auf? Hier wird mir eben mitgeteilt, daß er nur etwa acht Tage in Bromberg verweilte und dann sich wieder verheuert hat.“

Das wußte der Zeuge nicht anzugeben; er habe den letzten Brief aus Bromberg bekommen und seither nicht mehr geschrieben.

„Dann muß ich die Vertagung beantragen,“ sagte der Verteidiger. „Durch die Aussage des Zeugen Grasnick ist in die Verhandlung ein ganz anderes Licht gekommen. Wir wissen bereits, daß die Zeugin Böhme an dem Zeugen Francke bei dessen Nachhausekunft in der kritischen Nacht einen auffälligen Chloroformgeruch wahrgenommen hat. In Verbindung mit der heute gehörten Aussage scheint es nahezu als erwiesen, daß Francke nicht sowohl zur Beseitigung von Zahnschmerzen als zur Ausführung der Mordtat das Chloroform benützt hat. Ich erhebe hiermit die formelle Anklage gegen den bisherigen Zeugen Francke, die meinem Klienten zugeschobene Tat ausgeführt zu haben.“

Totenstille entstand nach seinen Worten. William Francke, auf den sich aller Blicke richtete, war aufgesprungen und stand keines Wortes mächtig da.

„Ich bitte mir die äußerste Ruhe aus!“ sagte der Präsident streng. „Insbesondere von Ihnen, Zeuge Frande. Der Gerichtssaal ist nicht der Platz für persönliche Auseinandersetzungen. Ueber den Antrag der Verteidigung wird nachher Beschluß gefaßt werden. Zunächst habe ich noch einige Fragen an den Zeugen zu richten.“

Es gelang ihm, Stille im Saale wiederherzustellen. Auch William Frande beschied sich, so furchtbar hart ihn diese Mäßigung auch ankommen mochte. Doktor Hellborn verhandelte leise mit einem Gerichtsdiener.

„Ich frage Sie, Zeuge, warum haben Sie von Ihrer Wahrnehmung keinem Menschen, insbesondere nicht dem amtierenden Kommissar, Mitteilung gemacht?“

„Niemand hat gern mit der Polizei zu tun. Wir wollten keine Scherereien haben, darum schwiegen wir.“

„Wir? Aha, Sie und der Schulke! Wer von Ihnen fand das Tuch?“

Grasnid begann sich eine Weile. „Es wird wohl Schulke gewesen sein. Er stieß mit 'm Fuß an so was Weiches. Das roch so streng. Wir lachten noch darüber. Dann warfen wir's ins Wasser. Das ist alles. Ob sich der Schulke noch drauf besinnt, das weiß ich nicht.“

„Wo Schulke sich augenblicklich aufhält, das wissen Sie wirklich nicht?“

„Nein.“

„Aber ich weiß es!“ fiel Doktor Hellborn in triumphierendem Tone ein. „Soeben wurde mir durch ein Detektivbureau die überraschende Mitteilung, daß der Schulke gelegentlich eines Vandalendiebstahls auf frischer Tat hier in Berlin ertappt worden ist und seit dem 29. September im hiesigen Untersuchungsgefängnis sitzt.“

„Das wollen wir sofort feststellen,“ meinte der Staatsanwalt, warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier und winkte den Nuntius herbei. „Fragen Sie sofort in der Kanzlei des Untersuchungsgefängnisses an!“

Einige Minuten bänglichen Zuwartens verstrichen. Dann kam der Bote eilfertig zurück und handigte dem Staatsanwalt eine kurze Bleistiftnotiz aus.

„Ein Schiffer Schulke befindet sich allerdings in Untersuchungshaft. Er wird gleich erscheinen.“

„Herr Präsident, ich bin nicht fähig, länger solche Marter zu ertragen!“ rief William, der sich wieder erhoben hatte. „Ich bitte, hören Sie mich an!“

„So reden Sie, aber nicht so erregt. Was wollen Sie sagen?“

„Ich habe nur eines: meine Ehre. Diese wird hier verunglimpft. Man beschuldigt mich eines abscheulichen Verbrechens. Meine eigene Mutter hat an meine Schuld geglaubt. Gott allein weiß, wie sie zu solcher Vermutung hat kommen können. Nun treten neue Zeugen wider mich auf. Die harmlosesten Vorkommnisse, wie ein durch stundenlangen Aufenthalt in dem naßkühlen Gartenlokal bei mir hervorgerufener Zahnschmerz werden wider mich zu fürchterlichen Anklagen aufgebauscht. Nun gut, wollen Sie mich zum Opfer haben, so tun Sie nach Ihrem Willen. Mit meiner Mutter ging mir das Letzte verloren. Gönnen Sie mir nur Zeit, sie zu begraben. Dann verurteilen Sie mich meinetwegen für eine Tat, von welcher mein Herz nichts weiß.“

Der Präsident unterbrach ihn ungehalten. „Das gehört alles nicht hierher,“ versetzte er. „Wohl Ihnen, wenn Sie ein ruhiges Gewissen haben! Hier handelt es sich aber nicht darum, Beteuerungen entgegenzunehmen, sondern Recht zu finden.“

Der Gefangene Schulke, ein durchtrieben aussehender Bursche, wurde in den Sitzungssaal geführt. Es fiel auf, daß bei seinem Erscheinen Grasnid den Hals weit vobog und allerlei Versuche machte, die Aufmerksamkeit des Vorgeführten zu erregen. Da er von den vor und neben ihm sitzenden Zeugen verdeckt wurde, gelang ihm sein Vorhaben nicht.

„Sie haben sich nicht im Saale umzuschauen, sondern nur hierher zu blicken!“ ermahnte der Präsident, dem der Zwischenfall nicht entgangen war, streng den Vorgeführten. „Sie sollen hier Zeugnis ablegen. In der Nacht zum 27. Juli fanden Sie auf der hiesigen Moabiter Fußgängerbrücke ein mit Chloroform getränktes Taschentuch, was machten Sie damit?“

„Als wie ide?“ fragte der Zeuge in unverfälschter Berliner Mundart frech zurück. „Da möchte ich doch sehr bitten, davon ist mich nichts bewußt.“

„Denken Sie nur nach. Das war in der Nacht, wo jener Mann ermordet worden ist, der am Morgen darauf unmittelbar bei Biegelshane, auf dem Sie damals verheuert waren, gefunden wurde.“

„Den soll ich wohl auch um die Ede zebrungen haben?“
„Reden Sie nicht so dreist! Beantworten Sie meine Frage!“

„Wie kann ich denn? Dat is ja allens erlogen.“

„So?“ fragte der Vorsitzende gedehnt zurück. „Nun, da wird Ihnen der Zeuge Grasnid das Gegenteil sagen. Er behauptet ausdrücklich — aber treten Sie lieber vor, Zeuge!“

„Wat, der Sund hat jespiffen?“ rief Schulke, der im Gesicht dunkelrot geworden war. Er warf dem sich unsicher nähernden Zeugen einen finsternen, gehässigen Blick zu. „Wat, rinlejen willst Du mir? Soho, warte man, wer hat denn dem Ollen eens uf die Blauke jeseben, Du oder id?“

Im selben Augenblicke merkte der Wütende aber auch schon, was er in seinem sinnlosen Born angerichtet hatte. Er wurde erdfahl, stand mit schlotternden Gliedern und verstummte.

Als hätte der Wetterstrahl in den Saal geschlagen, so schrecklich tagte es in all den bisher widerstrebenden Meinungen.

„Ruhig, kein Wort, Grasnid!“ gebot der Vorsitzende dem Zeugen, der wie das verkörperte böse Gewissen da stand und blöde vor sich hinstarrte. „Da hilft kein Ableugnen mehr. Ihr beide habt euch verabredet, den alten Mann zu überfallen und zu berauben. Ihr habt ihn im Café Gärtner sitzen sehen und durch das Gartengitter beobachtet, daß er eine große Summe in einer Banknotentasche mit sich trug. Ihr folgtet ihm über die Fußgängerbrücke, schlugt ihn auf der Mitte nieder, fandet Euch in Eurer Vermutung betrogen, der Ueberfallene hatte keine Banknotentasche mehr in seinem Besitze, und um Eure rasche Tat zu verdecken, warft Ihr den Körper des Unglücklichen in die Spree.“

Wie Blitz und Donnerschlag waren die Worte des Vorsitzenden einander gefolgt. Immer eindringlicher und vernichtender hatten sie geklungen.

„Der da war's!“ rief nun Schulke mit einem bösen Blick auf den Kumpan. „Er hatte dem Ollen im Garten zuerst zusehen, wie er mit dem villen Feld sich maufig machte. Wir wollten ihm ja nur eenen uf 'n Deek jeben, morden wollten wir 'n ja nich. Aber der Esel, der Grasnid, schlug zu feste druf. Der Alte schrie und war ooch schon hin. Da kriegten wir's mit der Angst und warfen ihn int Wasser.“

Da half kein Leugnen mehr, das sah nun auch Grasnid ein. Mit der angeblichen Auffindung des chloroformbeträufelten Taschentuches verhielt es sich, wie der Präsident richtig vermutet gehabt hatte. Es war eine Finte des gewissenbeschwerten Burschen, der dadurch von vornherein allen weiteren unbequemen Fragen vorbeugen zu können gehofft hatte.

Die Schuldigen wurden abgeführt. Die Geschworenen zogen sich nur der Form wegen zur Spruchfindung wider Gisbert Frande zurück. Wenige Minuten später war dieser in ehrenvoller Weise freigesprochen, und selbst die Geschworenen traten hinzu, um dem Freigesprochenen und seinem Verteidiger die Hand zu drücken.

Nur einer stand still abseits mit gesenktem Kopfe und wartete, bis die unaufhörlich hin und her flutende Menge ihm den Weg freigab.

William Frande war es. Aber kaum war der Blick der glückstrunkenen Mära auf ihn gefallen, als sie sich auch schon bewegt zu ihm wendete und ihm die beiden Hände entgegenstreckte.

„Schlagen Sie ein, William!“ sagte sie innig. „Sie dürfen uns nicht länger ein Fremder sein! Wir wollen an Ihrem Schmerze um die tote Mutter, Sie sollen aber auch an unserem Glücke teilnehmen. In schwerer Stunde begegneten sich unsere Lebenswege. Kommen Sie zu Ihrem Bruder, wir wollen Ihre Freunde sein.“

William stand mit abgewendetem Gesicht. Er wollte sich losreißen und vermochte es doch nicht zu tun.

„Ich kann Ihnen nichts abschlagen!“ sagte er bebend. „Sie taten so viel an meiner Mutter!“

Nun stand er vor dem Manne, der gleich ihm so Hartes hatte erdulden müssen und dessen Züge die seinigen waren. Eine Sekunde verstrich, während deren sich beide Männer unausgesetzt in die Augen schauten.

„Bruder!“ sagte dann der Freigesprochene freundlich, ihm die Hand reichend.

Da kam ein unartikulierter Laut über Williams Lippen. Er taumelte vorwärts und fiel dem neugefundenen Bruder erschüttert an die Brust.

